

Alle erzählten nur bestimmte Facetten davon.

Anja Witzel

Als Kind lernte ich, was „Krieg“ war, aus den Erzählungen meiner Eltern. Daraus einige Puzzleteile: Mein Vater, geboren 1939, wohnte als Kind in der Nähe von Gießen an einem Berg. Eine seiner frühesten Kindheitserinnerungen ist, als seine Mutter ihn nachts weckte und ihm aus dem Fenster die bombardierte, brennende Stadt Gießen zeigte. Viele Nächte musste er voller Angst vor Bombenangriffen im Luftschutzkeller verbringen. Später, nach dem Krieg, musste seine Familie deutsche Flüchtlinge aus dem Osten aufnehmen. Ein Milchschat und einige Stallhasen trugen zur Ernährung der hungrigen Familie bei. Mein Vater erzählte auch von amerikanischen Soldaten, die nebenan stationiert waren. Sie verschenkten Schokolade, die mein Vater aufsammelte und essen wollte. Dafür wurde er von seinem Vater verprügelt, weil dieser es demütigend fand, Schokolade von den Feinden anzunehmen.

Meine Mutter wurde in Wilhelmshaven als fünftes Kind ihrer Eltern geboren. Ihre Familie wurde dort ausgebombt und sie zogen nach Marburg zu den Großeltern. Kurz nach dem Krieg durfte meine Mutter (wie etwa 100.000 andere deutsche Kinder) zu einer christlichen Familie in die Schweiz fahren und wurde dort mit Ovomaltine verwöhnt und neu eingekleidet. In Marburg sang sie zusammen mit ihren vier Schwestern als „The Five Singing Sisters“ deutsche Volkslieder für die amerikanischen Soldaten, wofür sie Donuts geschenkt bekamen. Das war in Zeiten, wo es täglich Bratkartoffeln mit Kürbis gab, etwas unvergesslich Leckeres.

Als ich wissen wollte, warum ich keinen Großvater mütterlicherseits habe, erfuhr ich, dass meine Mutter ihren Vater (wie viele andere Opas) „im Krieg verloren“ hatte. Später wurde die Geschichte meines Großvaters komplizierter. Ich erfuhr, dass er kein Soldat, sondern Richter gewesen, und nicht „im Krieg gefallen“, sondern sich das Leben genommen hatte. Mir wurde erklärt, er sei in schweren Gewissensnöten gewesen und zwischen der Versorgung seiner Familie und seinen Pflichten als Richter im Nationalsozialismus hin- und hergerissen. Irgendwann erfuhr ich das Datum seines Selbstmordes, den 5. Mai 1945, was diese Geschichte irgendwie unplausibel machte. In dieser Zeit bewarb ich mich für einen Freiwilligendienst bei ASF. Kurz vor meiner Ausreise nach Polen las ich zum ersten Mal die Abschiedsbriefe meines Großvaters an seine Frau und seine Kinder. Da verstand ich schlagartig, dass er bis zum letzten Tag seines Lebens vom Nationalsozialismus überzeugt gewesen war, und nicht aus Gewissensnöten, sondern aus Verzweiflung über die Niederlage und aus Angst vor der Strafe der Siegermächte seinem Leben ein Ende gesetzt hatte. Jahre später verstand ich, dass er als Marinerichter in Wilhelmshaven und später am Reichskriegsgericht in Berlin am Lietzensee eine hohe Mitverantwortung für den Kriegsverlauf getragen hatte, indem er so genannte Saboteure, Kriegsdienstverweigerer und Widerständler verurteilte.

Aus all diesen Familiengeschichten ergab sich, dass das Begriffspuzzle „Krieg“ für mich lange Zeit nicht so sehr für das eigentliche, unermesslich gewaltvolle Geschehen des Zweiten Weltkriegs stand. Über dieses lernte ich zwar etwas in der Schule, mit Daten und Landkarten, es blieb aber ziemlich weit weg von mir. Gefühlt bezeichnete „Krieg“ für mich eher eine zeitliche Phase, in der verschiedene unnormale und belastende Bedingungen herrschten. Alle erzählten nur bestimmte Facetten davon,

besonders von der Zeit „nach dem Krieg“, vieles andere blieb völlig außen vor. Alle waren schließlich froh, dass diese Zeit vorbei war.

Meine Motive für den Freiwilligendienst speisten sich diffus aus all dem. Bestimmt wollte ich mehr über die Verbrechen der Deutschen erfahren. Gemischt war das mit der Lust, meinen Horizont zu erweitern, neue Leute kennenzulernen, selbstständige Erfahrungen zu machen.

Erst mit meinem Freiwilligendienst in Polen wurde das Kriegspuzzle quasi „dreidimensional“. Ich freundete mich mit Zofia an, einer Zeitzeugin, die Auschwitz überlebt hatte. Sie war als Jugendliche im polnischen Widerstand gegen die Nazis aktiv gewesen und erzählte mir oft von ihren Erlebnissen auf jener Seite des Kriegs. Sie lebte in einer kleinen Wohnung und konnte sich nur das Nötigste leisten. Mir ging oft durch den Kopf, dass sie in viel ärmeren Verhältnissen lebte als meine Großmutter, die Witwe des NS-Marinerichters, die zeitlebens eine sehr gute Rente bezog. Spätestens da wurde mir klar, dass der Zweite Weltkrieg gar nicht wirklich vorbei war, sondern seine Folgen bis in die Gegenwart reichten.

Anja Witzel, geboren 1971 in Nürtingen, war 1991–1992 ASF-Freiwillige in der Jugendbegegnungsstätte Auschwitz und ist Referentin bei der Berliner Landeszentrale für politische Bildung.